

Der Wunsch eines Kinderherzens.

Erzählung von Mançe Corony.

In dem traulich möblirten Wohnzimmer eines großen, eleganten Hauses waren ganze Berge von Spielsachen aufgeschichtet. Puppen verschiedenster Größe, kleine, zierliche Pörrgeräthschaften, welche sich um einen Minutentherd gruppierten, gedörrte Kartons mit Puppenwäse und Kleibern, Märchen- und Bilderbücher lagen bunt durcheinander.

Eine junge Frau war eifrig bemüht, Ordnung in dieses Chaos zu bringen und die niedlichen Gegenstände auf einem großen in der Mitte des Zimmers stehenden Tische effectvoll zu arrangiren.

Ihr hübsches, gutmüthiges Gesicht hatte einen beflimmerten Ausdruck, und mancher Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Endlich war jedem Dinge der richtige Platz angewiesen. Die große, in blaue Seide gekleidete Puppe thronte wie eine Königin in ihrem glänzenden Salon; ihre beiden, als Bauernmädche kostümirten Gefährtinnen lagen auf kleinen Polstrikissen neben dem Herde. Drei allerliebste Schränkchen hatten den reichen Inhalt der Kartons aufgenommen; die Bücher zeigten ihre schönsten Bilder, und eine Fülle herrlicher Blumen duftete in dem festlich geschmückten Zimmer.

Die Dame öffnete jetzt die Thüre des anstoßenden Gemaches und fragte mit halbhafter Stimme: „Willst Du nicht kommen und Hedwig's Geburtstagstisch ansetzen?“

Ein großer, schlanker Mann trat ein und rief lächelnd: „Das hast Du hübsch gemacht, Hsa! Die kleine wird sich freuen.“

„Ach, wäre es doch so!“ entgegnete sie. „Sähe ich nur einmal rechte Freudigkeit aus ihren blauen Augen strahlen! — Sieh! — die Kinder, die dort an der Straßenecke spielen! — Wie glänzen ihre Wangen! — Welcher Jubel tönt aus jedem Worte, aus dem heiteren, fast nie verflimmerten Gesicht! Wie stolz betrachtet der kleine Junge sein zerbrochenes Pferd, und mit welcher Kraft und Gewandtheit wirft das Mädchen den Ball in die Luft! — So nähete unsere Hedwig auch sein.“

„Du vergißt, daß sie nicht die Gesundheit dieser derben rothwangigen Kinder besitzt.“

„Sei — und seit Annas Tode wird sie täglich stiller und trauriger.“

„Kann es anders sein? — Sie liebt ihre Zwillingsschwester herzlich und war an die immer heitere, nachgiebige Spielgenossin gewöhnt. Du mußt Geduld haben und ihre Zeit lassen zu vergehen.“

„Ach — an Geduld fehlt es mir nicht; aber ich empfinde diese Sorge, wenn ich das blasse, schmale Gesichtchen mit den großen, ersten Augen ansehe. Weißt Du — Hedwig kommt mit immer vor wie eine arme Waise, die in einem glänzenden Salon dahinjweilt, weil ihr Luft und Sonnenchein fehlen.“

„Es wird anders werden, Hsa. Bedenke Dir und mir die hohe Stimmung nicht. Die beiden Kinder jüngen nun einmal mit unendlicher Liebe aneinander. — Anna, die viel gesünder und kräftiger war, verzerrte ihr krankliches Gesichtchen zu unerwartet schnell dahingerafft, und Hedwig sieht sich vereinsamt.“

„So! sie jetzt her, Hsa. Es wird schon spät, ich muß fort und möchte doch auch noch ihre Heberausgang mit ansehen.“

Die junge Frau ging und kam darauf mit einem kleinen Mädchen wieder. Das überaus zarte Gesichtchen, von langen, hellblonden Locken umwollt und das feine Gesicht, aus welchem große, dunkelblaue, träumerische Augen blickten, hatte etwas Unruhliches; man meinte, Hedwig müsse jetzt ein paar weiße Schwingen entfalten und zum Himmelzelt emporfliegen.

„Komm' her, mein Lieblich“, sagte die Mutter zärtlich, „und sieh, was ich und Papa Dir bescheert haben.“

Ein freudiger Schimmer verklärte das blasse Kinderantlitz, die weißen Händchen streckten sich verlangend nach der großen Puppe aus und glitten schmeichelnd über den zierlichen Herd und die niedlichen Schränkchen. Die Eltern nickten sich lächelnd zu und horchten mit athemloser Spannung auf die Ausrufe des Entzückens, mit welchen das geliebte Töchterchen jedes der Geschenke begrüßte.

Während erlosch der Sonnenstrahl, der aus Hedwig's Wulsthaaren geleuchtet hatte; müde und gleichgültig legte sie die Spielsachen hin und setzte sich in eine Ecke des Zimmers.

„Machen Dir die schönen Dinge keine Freude mehr, mein Kind?“ fragte die Mutter.

„Ach — ich habe ja doch niemand, der mit mir spielt“, erwiderte sie leise.

„O, doch! Die kleinen Mädchen, die über uns wohnen, kommen Nachmittag herunter. Das sind reizende, allerliebste Kinder, mit denen Du Dich sehr gut unterhalten wirst.“

„Nein! — Gerda und Elsa machen zu viel Lärm. Mir thut immer der Kopf weh, wenn sie da sind. Sie sollen auch meine Puppen nicht anfassen. Ich will lieber allein sein.“

Mit verächtlichem Gesichte verließ der Vater das Zimmer. Hedwig schenkte sich gar nicht mehr für den Geburtstagstisch zu interessieren; kaum daß sie im Laufe des Tages

dann und wann die Spielsachen betrachtete —; und als es Nacht geworden war, drückte sie den Kopf in die Kissen und weinte.

„Warum bist Du denn so traurig, mein Herz?“ fragte die Mutter, indem sie das thranenfeuchte Gesichtchen küßte.

„Ach — es war doch so viel schöner, als Annas Bettchen noch neben meinem stand!“ schluchzte Hedwig, und wollte sich durch alles Jureben nicht beruhigen lassen.

Als der nächste Morgen zu dämmern begann, stand Frau Mertens schon wieder neben ihrem schlummernden Töchterchen. Um den weichen, roten Kindermund spielte ein glückliches Lächeln, die zarten Wangen waren wie von Rosenstämmen überhaucht, und plötzlich öffnete sich die tiefblauen Augen und blickten leuchtend umher.

„Guten Morgen, mein Herzchen!“ Du siehst ja so vergnügt aus“, sagte die Mutter.

„Ich habe einen schönen, prächtigen Traum gehabt!“ rief Hedwig, ihre kleinen Arme um sie schlingend. „Denke Dir nur — Kennenham kam in die Stube. Ich lag gleich auf sie zu, küßte sie und zeigte ihr meine Puppen und den Herd und alles, was ich gestern bekommen habe. Sie spielte lange mit mir, aber dann sagte sie: „Jetzt muß ich wieder fort — doch damit Du nicht so allein bist, habe ich Dir ein anderes Schwesterchen mitgebracht. Es steht vor der Thüre — hole es herein!“ — Bewunderst Du nicht, wie ich sie an und bemerkte nun auch, daß sie schöne, silberne Fügel hatte.“

„Geh' nur!“ rief sie nochmals. „Ich öffnete die Thüre — da stand ein Mädchen draußen, gerade so groß als ich, aber mit braunen Haaren und Augen. Ich nahm sie bei der Hand und führte sie in das Zimmer — doch Kennenham war fort —, und ich erwachte.“

„Siehst Du, mein Kind — Deine Schwester will gewiß, daß Du eine von Deinen kleinen Spielgefährten recht lieb gewinnen sollst“, sagte Frau Mertens, während sie die beiden weichen, leicht gekämmten Locken streichelte.

„Nein, nein!“ rief Hedwig ungeduldig. „Die jeden dem Mädchen von heute Nacht nicht ähnlich, und ich mag sie alle nicht leiden.“

„Nun, so freue Dich des schönen Traumes und denke, daß Kennenham jetzt ein lichter Engel geworden ist, der Dich unsichtbar umgibt“, erwiderte die Mutter, in die großen, strahlenden Augen ihres Kindes blickend.

Wochen zogen vorüber, und Hedwig schien des seltsamen Traumes nicht mehr zu gedenken; doch als sie eines Tages mit den Eltern in offener Equipage durch eine der belebtesten Stadtstraßen fuhr, stieß sie plötzlich einen Schrei aus.

„Was ist?“ rief Frau Mertens erschrocken.

„Dort steht mein neues Schwesterchen!“ jubelte Hedwig.

„Wo?“

„Dort — an der Brücke!“

„Das kleine Mädchen mit den geklumpten Kleidern, welches Sträußchen zum Verkaufe anbietet?“

„Ja! — laß sie nur gleich einsteigen, Mama!“

Rathlos sah Frau Mertens ihren Satten an.

„Das geht nicht, mein Kind“, wandte sich jetzt dieser zu Hedwig. „Hier hast Du ein Selbststück, das kannst Du ihr schenken, und dann wollen wir weiter fahren.“

„Nein — ich will sie mitnehmen!“ beharrte das verzogene Mädchen.

„Schweig!“ gebot er ungeduldig. Hedwig, an diesen kühlen Ton nicht gewöhnt, lag ihn erst erstaunt an und brach dann in Thränen aus.

„Im Gotteswillen, rege sie nicht auf!“ rief ihre Mutter erschrocken.

„Jeder Laune kann und darf man doch auch nicht nachgeben“, wandte Herr Mertens ein, baldete aber doch, daß seine Frau die kleine Blumenhändlerin heran rief und um ihren Namen fragte.

„Ich heiße Gerda“, erwiderte das Mädchen.

„Und wie denn sonst noch?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber wie nennen sich denn Deine Eltern?“

„Ich habe keine.“

„So bist Du also eine Waise; — doch bei wem lebst Du?“

„Bei einer alten Frau, die Obst und Blumen verkauft und in der Vorstadt wohnt.“

„Nun, Gerda — kennst Du das große Eckhaus mit dem Balkone in der Marienstraße?“

„Ja.“

„Da kommest nächsten Sonntag Nachmittag hin und verlange zu sprechen Hedwig Mertens geführt zu werden. Ich will schon sorgen, daß man Dich nicht forschlicht.“

„Erstaus und schüchtern blickte das Kind die schöne Frau an und wußte nicht, was es erwidern sollte. — Da neigte sich Hedwig aus dem Wagen und rief lächelnd: „Ich freue mich schon auf Dich! Du kommst doch ganz gewiß?“

Gerda nickte und sah dem fortrollenden Wagen mit großen, verwunderten Augen nach.

Am nächsten Sonntage stieg das Waisenkind, in seine besten Kleider gehüllt, furchtlos und zögernd die breite, steppbelegte Treppe des schönen Hauses in der Marienstraße empor. Jaghaft drückte das braune Händchen auf den goldenen Knopf neben der Thüre, welche sofort geöffnet wurde. Bevor Gerda ein Wort zu dem Diener sprechen konnte, kamen leichte, eilige Schritte näher; Hedwig stieg mit ausgebreiteten Armen auf sie zu und führte sie

in ein elegantes, geräumiges Zimmer, welches der Waise wie ein wahrer Grenzpalast erschien. Sie wagte kaum sich an den prächtig gedeckten Tisch zu setzen und ihr höchlich seine Tafel, die ihr gereicht wurde, zu berühren.

Doch diese Schüchternheit hielt nicht lange an, und bald waren beide Kinder lächelnd und plaudernd mit den schönen Spielsachen beschäftigt, und Frau Mertens sah mit hoher Befriedigung, wie die blauen Wangen ihres Lieblings sich rosig färbten und die blauen Augen leuchteten und strahlten.

Als es spät wurde und Gretchen fort mußte, küßte sich Hedwig sehr enttäuscht. „Bleibt sie denn nicht bei uns?“ fragte sie betrübt.

„Nein, mein Kind, aber sie kann jeden Sonntag kommen und mit Dir spielen“, erwiderte die Mutter.

Hedwig sagte nichts, aber alle Freudigkeit schwand aus ihrem Gesichte.

Von nun an erschien das Waisenmädchen regelmäßig in dem reichen Hause. —

Die Eltern fühlten sich nicht so recht einverstanden damit. Es war doch immer nur ein armes Kind, aus der untersten Klasse des Volkes, und sie hätten für ihr Töchterchen vornehmerem Umgang gewünscht. Doch dagegen konnte nichts gethan werden. — Hedwig lebte förmlich auf in Gretchens Gegenwart und verfiel immer wieder in ihre frühere Traurigkeit, wenn die geliebte Spielgenossin nicht zugegen war.

Als das Weihnachtsfest heranrückte, hatten Herr und Frau Mertens viel miteinander zu besprechen. Sie schienen nicht immer gleicher Meinung zu sein, und zuweilen kamen sogar kleine Wortgefechte vor. Endlich mußten sie sich aber doch geeinigt haben, denn an einem schönen, heiteren Wintertage schritten sie Arm in Arm über den fest getrockneten Schnee dahin, schlugen die Richtung nach der Vorstadt ein und traten in ein kleines, finstres Häuschen, in welchem sie kurze Zeit verweilten, um dann mit zufriedenen Lächeln wieder in ihr glänzendes, bequagliches Heim zurückzutreten.

„Was soll Dir denn der heilige Christ bringen?“ fragte Frau Mertens an dem selben Abend ihr Töchterchen.

„Ach — ich weiß nicht —“, erwiderte das blasse Kind apathisch, fügte dann aber lebhafter hinzu: „Ich will Gerda den ganzen Tag bei mir haben.“

„Gerade das ist unmöglich, darauf mußt Du schon verzichten“, sagte die Mutter.

Hedwig sah betrübt vor sich hin und schwieg. —

Endlich war der von so vielen Kinderherzen sehnsüchtig erwartete Tag herangekommen. In dem reichen Kaufmannshause stand ein großer Tannenbaum, dessen weit ausgebreitete Zweige flimmerten und glitzerten. Die Mutter hatte geschäftig von einem Zimmer in das andere, und ihr froh lächelndes Gesicht zeigte, wie sehr sie sich auf den bevorstehenden Abend freute; auch Herr Mertens schien sich in heiterster Laune zu befinden und brachte immer wieder neue Pakete in den Salon.

Nur Hedwig, für welche alle diese Herrlichkeiten in Szene gesetzt wurden, saß still am Fenster und sah den auf- und abwirdelnden Schneeflocken nach, ohne eine Spur von Neugierde oder Freudigkeit zu verrathen.

Friher, als Kennenham noch gelebt hatte, war es anders gewesen. Da konnte man sich der beiden Kinder gar nicht erwehren. Die Schränke mußten sorgfältig verschlossen gehalten und die Vorhänge zugezogen werden; aber jetzt kamen keine kleinen Füße unvermutet angerepelt, und keine vor Erwartung glänzenden Augen beruhten durch die Thürbalken zu blicken. Es war recht still und schweigsam im Hause, doch das sonst so besorgte Elternpaar schien sich heute durchaus nicht darüber zu kränken.

Als es anfang duntel zu werden, wurde Hedwig ein schönes, neues Kleid angezogen und ihr blondes Haar mit blauen Schleißen geschmückt.

„Nun komm“, sagte Frau Mertens, ihr Töchterchen wohlgefällig betrachtend, „es ist Zeit.“

Gleich darauf erkante ein Klingelzeichen, die Klügelthüren des Salons flogen auf, und der strahlende Lichter-Schein entlockte dem blaffen Kinde doch ein „Ach“ der Bewunderung.

Eine Fülle der kostbarsten Geschenke lag auf den Tischen ausgebreitet, neben der mächtigen Tanne aber stand der große Schaukelstuhl, und auf ihm befand sich ein ziemlich umfangreicher Gegenstand, welcher unter einer gelbten Decke sorgfältig verborgen war. Hedwig's Neugierde wurde rege; sie wollte die Hülle wegzuziehen, die Mutter verbietete sie jedoch daran und sprach: „Sieh erst die anderen Sachen an, dieses kommt zuletzt.“

Das kleine Mädchen gehorchte, wandte sich aber plötzlich verwundert um, denn es meinte ein leises Röcheln aus der Gegend des Schaukelstuhles vernommen zu haben. — Herr Mertens wußte aber die Aufmerksamkeit seines Töchterchens abzulenken. Endlich waren die glänzenden Gaben besichtigt.

„Nun kannst Du die Decke wegnehmen“, sagte die Mutter. Hedwig that es und stieß einen Freudenschrei aus: in den Stuhl geschmiegt erblickte sie Gerda, ebenso festlich gekleidet wie sie selbst es war, und über ihr an der hohen Lehne befand sich ein Zettel, auf welchem mit großen, festen Schriftzügen geschrieben stand: „Kennens Wihnachtsgeschenk für Hedwig.“

„Ist sie denn nun wirklich meine Schwester geworden — für immer?“ stammelte das entzückte Kind.

„Ja! — Sie geht nun Grete Mertens, wie Du Hedwig Mertens heißest, und soll alles mit Dir theilen“; er-widerte der Vater.
 „Ach! — das ist herrlich — prächtig!“ rief Hedwig. „Nun werde ich nie mehr allein sein!“
 „Sie lehnte das Köpfchen an die Brust der neuen Schwester; auch die Eltern schwiegen und betrachteten ge-ruhlich das liebliche Bild. — Es war plötzlich lautlos ruhig geworden.“
 „Man sagt, in solchen Augenblicken fliege ein Engel durch das Zimmer; — vielleicht ist es wahr — wenig-stens rauchten die Zweige des Lannensbaumes so leise und geheimnisvoll, als hätten wirklich Alchens Silberne Flügel sie gestreift.“

Lothar,
 ein modernes Epos in 10 Gesängen von
 Friedrich Lange.
 Hamburg, 1889. Verlagsanstalt und Druckerei N. G.
 (vormals F. F. Richter).

Und wenn alle Greise der Welt sich hinsetzten und pre-digten den Jungen die Weisheit, es hüße den Jungen doch nichts. Es ist eben die Weisheit der Greise, und die Greise vergessen, daß jedes Lebensalter seine eigene Weisheit hat, die nicht besser und nicht schlechter ist als die des weisen Naars. Die Ruhe und weise Besonnenheit der siebzig Jahre ist durch die Natur bedingt und durch die Erfahrung; wer die Erfahrung nicht durchge-lossen und mit diesem Durchlösen zur Bereinigung seines Blutes gelangt ist, wer sich nicht ausgelebt hat, der mag die weisen Lehren der Alten wohl recht trefflich finden: besorgen kann er sie nicht. Folgte er ihnen, so erfüllte er den Inhalt und die Erfordernisse des früheren Lebens-alters nicht, in dem er sich befindet; er wäre ein alt-linger, lauwarmer Jüngling, ein weiser, thätenschwacher Mann. Und umgekehrt würde sich der Greis lächerlich machen, wollte er die Lehren der Natur, die Weisheit aus der Erfahrung nicht beherzigen und den Lebensinhalt jüngerer Jahre denähren oder nochmals durchleben. Es kann Niemand aus seiner Haut heraus; so lange sie blühend ist, wird auch das Herz blühen und der von außen kommenden älteren „Weisheit“ sich durch Ueber-schwung und eigene Klugheit erwehren; erst die Runzeln lassen uns die Klugheit der Jugend als Thorheit erken-nen und den „ruhigen Port“ als die rechte Auintessenz alles Strebens.

Zu dieser Wahrheit hat Friedrich Lange, der ver-dienstvolle Streiter für das Deutschthum in Schule und Volk, eine warmblütige Dichtung geschrieben, so ein Stück Dohse, gut und nützlich zu lesen, in schönen eigenartigen Versen und Strophen. Lothar von Sachsa heißt kein Held, ein junger Feuerkopf, der, auf seine eigene Natur vertrauend, die Welt nach seiner subjektiven Anschauung bilden will. Was hilft's, daß sein alter Oheim, der Haupt-mann Anton Degering, ihn bei einem Besuche ins Heimath-städtchen auf die Bibel verweist, auf Gott, Genußlosigkeit und stillbescheidene Liebe: Der Jüngling glaubts dem Alten doch nicht, so sehr ihn die alte Heimath anpricht, so süße Erinnerungen alles in ihm wachruft, so hold seine Augenblicke Gertrud zu ihm aufblüht — es stößt ihn doch das kleinliche Treiben ab, thätenumäßig zieht's ihn in die Weltstadt, dort will er, im Verein mit anderen Weltverfeßtern, das Alte reformiren. Er reißt sich los, und in Berlin angelangt, weilt ihn sein neuer Freund Wilhelm Stadford in die Geheimnisse ein, wie einer, ob-gleich fittlich verfaßt und ein Schürke durch und durch, doch durch listige und unverdächtige Behandlung anderer ein berühmter Volksmann, ein gefeierter Clubheld werden kann. Es schandert Lothar, der mit reinem Sinn und Herzen gekommen war; und durch mannigfache sehr in-teressant geschilderte Erlebnisse, besonders aber, nachdem Wilhelm Stadford ihm Grund zu einem Duell mit einem Fremden gegeben und sich dabei feig zurückgezogen, aus Eide auch ein Mädchen, für das Lothar sich begeistert, verführt und in den Tod getrieben hatte, und überall hinterrück's Lothars Ruf bei den Gefinnungsgenossen un-tergräbt, kommt dieser zu der Einsicht, daß solch ein Mann sein Freund nicht sei, und daß er diese Bahn des Wirtens und Strebens nicht betreten und verlassen könne.

Der Gefahr, sich selbst vor Gram zu verlieren, entreißt ihn sein Oukel, der wieder mit Gertrud in sein Dasein eingreift. Lothar vermählt sich mit Gertrud; er ist aber zur ephriplischen Ehe noch nicht abgeklärt, nicht reif, nicht Mannes genug. Er unterlegt den Wünschen anderer Weiber und seinem unruhigen Herzen; die Ehemann treibt ihn dann aufs Neue in die Welt. Zum Heibegeleiter erkauft er sich nun einen Zweifler an Gott, Welt und Vaterland, der ihn durch seine falsche Mißweisung über den Verlust seiner Ideale trösten soll. Mit ihm zieht er durch das Reich, aber mehr und mehr erwacht die alte gute Natur in Lothar; er reißt sich von dem Bestimmten los und erhebt hoch oben im Gebirge, vom Gletscheris umgeben, in der göttlichen Einsamkeit, wo an der großen Natur sein Gemüthen erwacht, seine Wiedereingebung. Nach schwerer Krankheit erlt er in sein altes Heimathstädtchen zurück. Dort findet er sein Weib, das feiner treu geblieben, da sie Lothars etwas schwache, aber gute Natur kennt; der alte Hauptmann aber, sein feits bewährter Schöpfer und Freund, ist inzwischen gestorben. In Gertruds Liebe will er nun ein neues, schöneres Leben beginnen.

An Dir bin ich ein Epott,
 Denn will in Dir ich ganz gefunden
 Nicht lachend hast Du Gott gefunden,
 Denn wer in Liebe, ist in Gott.
 Hier endet Weib und Lieb. Sie gingen in ihres Lebens
 Beste Zeit.
 Wir haben aus der Fülle des Inhalts nur wenige

Hauptzüge andeuten können; den Leser aber, denken wir, wird das Vertractive reizen, sich mit dieser schönen und nicht selten wahrhaft erhabenden Dichtung näher bekannt zu machen. Besonders gelungen scheinen die idyllischen Stellen: die Schilderung des traulichen Städtchens und alles Heimathlichen der Jugenderinnerungen; aber er-habene Töne findet man, wo er den Schmerz der verachte-ten und wieder besglückten Liebe, wo er den Zweifel, das Gottvertrauen und die Vaterlandsiebe reden läßt. Treff-lich sind auch die Schilderungen der Alpennatur; hier gewinnt der Vers an musikalischen Wohlklang:

Nun in die Fernschacht des Tunnels
 Und wieder dann zum Tag hervor —
 Es raucht und häubt ihm nach zur Seite,
 Ein wider Wohlklang seinem Ohr.
 Hier umt Hiobana den Tag im Bette;
 Der Jng jagt lautend um die Seite
 Mit ihr durch Tannschucht und Gehägen;
 Sie läßt nicht lenten sich und rücken,
 Sie abmüht Vollrult im Vernehmen
 Und möchte selb verendigt sein.

Trefflich finden sich auch därtige Verse: Eine Prosa eines Romans drängt es sich hinstellen hervor und wird im Verflchten darauf, einige Stellen dieser Art anzunehmen. Das Ganze hat uns zu sehr gefaßt, um nicht über Schwächen und Mängel zu rei, wie in jedem reifen Köpferwerk, auch hier natürlich nicht fehlen, hinwegzugehen. Mander wird an dem Heben etwas auszufehen haben, den Mangel selbstbestimmten Strebens; man verzießt dann aber, daß gerade dieser Feld zu diesem Epos Veranlassung gegeben hat; ist er doch ein Mensch und zeigt Menschen-art. „Was die „Deale“ wollte Lange natürlich nicht darstellen. Sehr erfreuliche Gedanken und Betrachtungen enthält übrigens auch das Prosalwort des Verfassers; er klärt den Leser selber über die Tenzen und auch über die Freiheit seines Wertes auf. Auch Realismus und Idealismus spielen natürlich ihre Rolle und wir werden mit vieler Einsicht darüber belehrt. In der Religion und in Gott sieht Lange schließlich den Quell aller Deale. „Nichts geht uns verloren durch den Glauben, nein, jeder festliche Ties senkt durch ihn die Wurzel tiefer, strebt den Gipfel höher — Liebe, Freundschaft, Sittlichkeit, Vaterlandsiebe, Dichtung, Kunst, wissenschaftliches Bemühen.“ „Freilich, der Glaube, den Lange meint, ist nicht das Glaubensbekenntniß der Religion. Wir verwerten den Leser in dieser Beziehung auf die Darstellung selbst (S. 6 und 7 der Einleitung). Dem Vaterlande gilt Lange's Bemühen; möge das Vaterland seinem Thun und Wirken mehr und mehr Beachtung schenken!“ R. II.

Ueber die Erblichkeit der Krankheiten
 hat Dr. Armin Huber von Wallenfadt, Sekundärarzt an der medizinischen Klinik in Zürich, am 24. October eine Disputation vor dem hiesigen Senat gehalten, die in einzelnen Punkten auch für ein nichtmedizinisches Publikum Interesse bietet.

Die Thatsache der Vererbung von Krankheiten ist schon seit Hippokrates bekannt. In neuerer Zeit haben sich Forscher ersten Ranges mit dem Gegenstande beschäftigt, ohne daß in der Erklärung der Thatsachen bis jetzt unter den Gelehrten Uebereinstimmung erzielt worden wäre.

Als das bekannteste Beispiel vererbter Krankheiten hat bis jetzt die Tuberkulose gegolten. Früher war man der Ansicht, daß der Krankheitskeim direkt von den Eltern auf die Kinder übertragen werde. Gegenwärtig Koch in Berlin entdeckte jedoch einen Bacillus als einzigen Krank-heitserreger. Wurde nun nach der alten Theorie (z. B. von Baumgarten) trotzdem die direkte Uebertragung des Bacillus von den Eltern auf die Kinder festgehalten, so mußte man weiterhin annehmen, daß die Thätigkeit des Bacillus bis zum spätem Ausbruch der Krankheit latent bleibe. Diese Annahme hat in der medizinischen Welt keinen Befall gefunden. Die heutige Ansicht neigt sich vielmehr dahin, daß auf die Kinder eine gewisse Disposi-tion oder Anlage vererbt werde, welche dann dem Bacillus, der durch die Luft, durch Speien x. aufgenommen wird, seine zerstörende Thätigkeit erleichtert. Nicht der Bacillus wird vererbt, sondern gewisse Konstitutionsfehler, schlechte Nahrung, schlechte Ernährung, mangelhafte ent-wickelter Brustkorb x., Anlagen, die eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe des Bacillus bedingen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß auch bei dem Zusammenleben in Familien, in der tuberkulose Indivi-duen vorkommen, günstige Infektionsverhältnisse stattfinden. Ebenfalls tritt aber noch neueren Forschungen, z. B. von Dr. Bangerhans in Madeira, die Anordnung von Person zu Person als ursächliches Krankheitsmoment bedeutend zurück.

Nächst der Tuberkulose sind es die Grieskrankheiten, bei denen die Erblichkeit eine große Rolle spielt. Obwohl die Statistik über die Prozentzahl der erblich Belasteten sich noch nicht geüigt hat, so ist doch die Erblichkeit auf alle Fälle eine so bedeutende Ursache von Grieskrank-heiten, daß ein französischer Arzt sie sogar la cause de causers genannt hat. Im ganzen Gebiete der Nerven-krankheiten hat überhaupt die Erblichkeit eine viel größere Bedeutung, als man früher angenommen hat. Nach der Ansicht eines französischen Arztes bilden alle Affektionen des Nervensystems eine neuropathische Familie, die in der gewöhnlichen Krankheitsform dieser Art, in der sogenann-ten Neuralgie, ihren Ursprung hat und daraus beständig ihre Nahrung schöpft. Aus diesem Gebiete der neuropathischen Krankheiten führte der Vortragende als ein besonders merkwürdiges Beispiel die chorea heredi-teria, den Weitzanz der Erwachlenen, an. Auf der Züricher Klinik beoband sich vor einiger Zeit ein 38 Jahre alter Mann, von W., der mit dieser Krankheit behaftet war. Verschiedene Verwandte des Mannes, unter anderem

auch eine Schwester, waren von derselben Krankheit heim-gehaucht. Bei allen Familiengliedern trat diese erst zwischen dem 25. und 50. Lebensjahre auf. Die Schwester des Kranken ist selber gestorben, der Kranke selbst wurde in die Pflegeanstalt Rheinau verbracht. Es sind bis jetzt noch neun solcher Familien bekannt geworden, deren Stäm-me aber ein erbliches Weitzanz litten.

Auch bei den Geschwischen, z. B. bei Krebs, kommt die Erblichkeit in Betracht, obwohl auch hier die Hissen stark variiren. Als ein bekanntes Beispiel gilt die Familie der Napoleoniden. Am meisten tritt die Erblichkeit bei der sogenannten Bluterkankheit oder Hämophilie hervor, deren Ursache in den tiefst zerebralen Gefäßwänden der Blutgefäße liegt. Werthwüirdiger Weise bieten die Frauen gewöhnlich von dieser Krankheit vererbt, deren Hissen aber doch auf ihre Kinder. In der Schweiz kommen 2 solche Familien vor, die eine in Wald, die andere in Temna in Granbänden. Der Stammbaum der letztern ist bis auf 21. Jahreshunderte zurück verfolgt worden. Alle Erkrankten stammen von einer einzigen Familie ab, die unter ihren 400 Gliedern 20 Winter zählt. Von diesen haben bloß zwölf das zeugungsfähige Alter erreicht und nur sieben hatten Kinder. Die Erblichkeit der Fan-denheit, des sogenannten Daltonismus, hat schon Förster zum Gegenstand einer Unterfuchung gemacht, die Stammämme von Familien, in denen diese Krankheit sich vererbt, verfolgt und das Gesetz der Vererbung aufgestellt. Bekannt ist endlich noch die Thatsache, daß auch die Glied sich vererbt. Englische Arzte haben von 100 Gesichtfällen 90 als erblich erklärt. Allerdings wird auch hier nur eine Prädisposition vererbt, die dann infolge einer ungünstigen Lebensweise zur Krankheit führt.

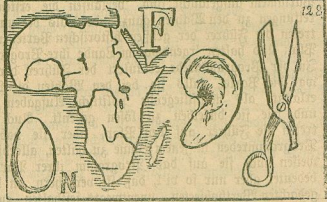
Die Frage, ob die Erblichkeit der Erblichkeit abge schwächt werden können, muß in Ja beantwortet werden. Dies ist schon dann der Fall, wenn einer von den Erzeugern vollkommen gesund ist. Außerdem tritt eine zunehmende Entartung ein, besonders bei neuropathischen Krankheiten. Was an dieser Stelle insbesondere die Verwandtenehe betrifft, so negen sich die neueren Forscher über diese Verwandtenehe als solches Gesfahr mit sich bringe, sondern nur der Umstand, daß in gleicher Weise belastete Verwandte sich zusammenfinden. An und für sich, bemerkt Fiegler in seiner neuesten Schrift über die Vererbung, sei die Gefahr bei frühzeitigen Heirathen nicht größer, als bei andern. Nur bei erblich belasteten Verwandten steig die Gefahr.

Den Ausbruch von vererbten Krankheiten kann man durch rationale körperliche und geistige Diätet und durch richtige Gattenswahl hinauszuhalten suchen. Ein deutscher Professor hat in letzter Hünst nicht bloß einen Impf-stein, sondern auch einen Nungenimpfstoff verlangt und der Vortragende möchte — wohl nicht in völligen Ernst — noch weiter gehen und einen Familiengesundheitsgesetz obligatorisch machen. Das gäbe einerseits ein „berliche Zuchtwahl“ im Sinne Darwins, aber andererseits würde bei der großen Zahl der erblich belasteten Familien die strenge Durchführung jener Maßregel das Menschengeschlecht vom Erdboden vertilgen. — 1.

Räthselde. *)

Arithmogroph.
 1 2 3 4 5 6 7 8 9
 2 3 5 9 14 3 1 eine Stadt in Deutschland.
 3 10 11 8 ein deutscher Fluß.
 4 5 6 3 10 Land, das von Wasser umgeben ist.
 5 9 1 12 8 der Name einer Oper von Bellini.

Rebus.



Auflösung der Räthsel in letzter Nummer.

Räthselnennung.
 Die 555'n und Wälder schon steigen,
 Immer tiefer in's Adenabich,
 Ein Wäldchen trakt in den Zweigen,
 Ob es Nischen graßen heißt?
 O Wäldchen du hast dich betrogen,
 Sie wohnen nicht mehr im Thal
 Schwärm auf dich zum Himmelshogen,
 Grüß sie droben zum legtenmal!

Rebus.

Wer mit Füchsen zu thun hat, muß den Hünerstall aufhalten.

Citaten-Räthsel.

Des Lebens Mat blüht einmal und nicht wieder.

Diamant-Räthsel.

Das ist ein Diamant, der so schön glänzt,
 In der Welt ist er selten und kostbar.
 Er ist ein Symbol der Treue und Liebe,
 Ein Zeichen der Ehre und der Macht.
 Er ist ein Edelstein, der so schön ist,
 In der Welt ist er selten und kostbar.
 Er ist ein Symbol der Treue und Liebe,
 Ein Zeichen der Ehre und der Macht.

*) Nachdruck sämtlicher Sachen verboten.

Verantwortlicher Redakteur: G. Regele.